

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 61 (1957-1958)
Heft: 14

Artikel: Offener Brief an meine Frau
Autor: Roscha
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-668977>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

nicht wissen, wie schön sie es haben. Man sagt ihnen daher oft genug: Ihr wisst ja gar nicht wie schön ihr es habt! Aber das Alter weiss es. Es weiss, wie herrlich es ist, eine schöne Jugend gehabt zu haben. Das Alter weiss die Gegenwart so tief zu geniessen, weil es zugleich der Vergangenheit inne ist. Daher rührt es, dass so viele junge Menschen sich für altersreife Frauen und Männer begeistern, ja ihnen ungestüme Liebe zuwenden, weil sie dieses Glück der Erfahrung in ihnen ahnen. Was sie nicht ahnen können ist dies: dass auch ein hohes Alter diese Liebe nicht nur zu empfinden, sondern auch zu erwidern weiss, was freilich von reifen Menschen ein seiner Lebenslage gemässes Verhalten verlangt, das nicht immer leicht sein mag. Aber er wird durch dieses Wunder doch darüber selig belehrt, dass man die Kraft zu lieben und geliebt zu werden nie verlieren muss. Mit siebzehn erscheint es einem unvorstellbar, wenn man in der Zeitung betagte Liebespaare sich suchen und finden sieht. Die berühmte berüchtigte Dinon de Lenclos stach noch als Siebzigerin bei ihren jugendlichen Liebhabern alle jungen Mädchen aus. Es ist das kein sehr gesellschaftsfähiges Beispiel; indessen zeigt es sogar an dem Punkt, wo man glaubt, dass das Alter unerbittlich nein sagt, dass es auch hier kein zu alt gibt. Zu allen Zeiten sind Frauen nicht nur durch ihre Jugendschönheit, sondern durch Anmut, Liebreiz, Zauber berühmt geworden, durch etwas wesenhaft geistiges also, dem allzugrosse Jugend oft geradezu im Wege steht.

Ein vielgebrauchtes Wort sagt: «Man ist immer so alt, wie man sich fühlt.» Wenn es nicht für ein kokettierendes Jungseinwollen gebraucht wird, sondern als Ausdruck echten Lebensgefühls, ist es ein sehr weises Wort. Dann sagt es aus, dass man mit seinen Kräften und Wünschen im Einklang steht und dass einem jedes Alter, so wie es ist, willkommen ist. Das ist das ganze Geheimnis.

Auf der Hochzeitsreise begegneten wir hoch im Norden einem weisshaarigen Ehepaar, das so von Güte und Freude strahlte, dass wir es immerfort ansehen mussten und uns sagten: Welches Glück muss es sein, in solcher Art alt zu werden.

Ein andermal, da hatte meine Frau im Tessin einem älteren Fräulein ein Geburtstagsgeschenk zu machen und bestellte dafür eine Torte. Als die Torte geliefert wurde, lasen wir zum Entsetzen, dass der Konditor die Worte aufgespritzt hatte: «Evviva cinquanta cinque! Hoch die Fünfundfünziglerin!» Man pflegt Fräulein ihre Fünfundfünf-

zig sonst ja nicht geradezu unter die Nase zureiben. Aber es war keine Zeit mehr, diese abzuändern. Obwohl die Empfängerin dieses befremdliche «Evviva» mit Humor aufnahm, fühlten wir uns doch etwas geniert. Mit den Jahren haben wir indessen eingesehen, dass der Konditor vollkommen recht hatte, als er dieses Alter hochleben liess. Denn jede Altersstufe ist sozusagen ein Höhepunkt und somit auch das Alter selbst, Evviva! Es lebe!

Roscha

OFFENER BRIEF AN MEINE FRAU

Liebe Hedy!

Wenn Du diese Zeilen gelesen hast, wirst Du — vermutlich — nicht ganz zufrieden sein mit mir. Doch habe ich mit Vorbedacht nicht «Liebste Hedy!» geschrieben, da ich weiss, wie Dir seit jeher Ueberschwenglichkeiten ein Greuel sind. — Verzeih, denn wie Du ja seit zweiundzwanzig Jahren zur Genüge — zur Genüge — erfahren hast, bin ich ein unverbesserlicher Optimist — und Optimisten sind — manchmal — gerne etwas überschwenglich. Denn Du bist ja die Bescheidenheit in Person! Obwohl ich mich sonst rühmen darf, ein gutes Gedächtnis zu haben, vergass ich schon ein paarmal Deinen Geburtstag. Du aber den meinigen noch *nie!* — Dies alles beschämt mich nun doch ein bisschen. Die Wege der Lebenskameradschaft sollte man nicht vom Gras überwachsen lassen. Wie kann ich's jemals wieder gutmachen? Deine Güte und Bescheidenheit in Ehren! Ich denke da gerade an die Frauenbefragung betreffs Frauenstimmrecht in unsern «Breiten», als Du mir den Zettel übergabst mit den Worten: «Bitte, fülle du ihn aus!» Aber Du solltest doch hin und wieder vorerst an *Dich* denken. Und ich komme zurück auf unsere beiderseitige, kürzliche Erkrankung. Trotzdem es Dir um kein Haar besser zu Mute war als mir, hieltest Du Dich dennoch auf den schwachen Beinen, ich aber lag, wohl versorgt von Dir, im

Bett. — Und da sind mir dann wahrhaftig allerlei Gedanken durch den etwas wirren Kopf gegangen. Wie gut hat es doch das «starke Geschlecht»! Wird es krank, kann es sich einfach zu Bett legen. Das «schwache Geschlecht» sorgt dann bestimmt wieder dafür, dass es zu Kräften kommt. — Liegt darin eigentlich nicht ein Widerspruch? In einer Anwallung schuldbewusster Gefühle versprach ich Dir — wohlverstanden, vom Krankenbett aus — einen schönen, neuen Hut. Du aber hast, wie eh und je, heftig abgewehrt mit der Bemerkung, es gäbe da noch anderes, das vorzuziehen sei. Ich nehme gerne an, Schopenhauer sei nie ernstlich krank gewesen, sonst hätte er ganz gewiss etwas milder geurteilt über Euer edles und hilfsbereites Geschlecht. — Sei dem, wie es will, ich habe mir vorgenommen, das Honorar, das in diesen Zeilen liegt, *Dir* zu Füßen zu legen mit der Bitte um Verzeihung für die vielen Unterlassungssünden meinerseits — und — um gütige Nachsicht für zukünftige. — Es war mir ein inneres Bedürfnis, Dir diesen «Offenen Brief» zukommen zu lassen!

In unverbrüchlicher Treue

Dein Robert

Emil Schibli

D I E T E U F E L S W A N D

Gestern abend gegen elf Uhr betrat ich, wie immer um diese Zeit, unsern Baderaum. Dabei geschah etwas Ungewöhnliches. In der weissen Emailwanne befand sich eine Spinne; eine von jener langbeinigen Art, die wir Zimmermann heissen. Wie die Spinne in die Wanne hineingekommen ist, weiss ich nicht. Es interessiert mich auch kaum. Was meine Aufmerksamkeit sogleich auf äusserste in Anspruch nahm war die Frage, wie sie aus der Wanne wieder herauskäme. Dass sie heraus wollte und zwar so rasch wie möglich, daran war nicht zu zweifeln. Sie bemühte sich mit aller Kraft, die glatte, weisse Wand zu erklimmen und

sie tat es mit einer so verzweifelten Besessenheit, dass ich ihre Angst geradezu spüren konnte. Es war, weitläufig gesehen, ein Ereignis, nicht wesentlich anders, als wenn sich ein Bergsteiger in einer unbezwingbaren Wand verstiegen hat. Mit dem Unterschiede freilich, dass ihr kein tödlicher Absturz drohte. Aber sie tat sich dabei offensichtlich nicht weh. Um es menschlich auszudrücken: sie verschnaufte einfach ein wenig. Dann nahm sie die Wand von neuem in Angriff. Und stürzte an dem Punkte, wo diese in die Senkrechte überging. Unweigerlich und viele Male. Dennoch gab sie nicht auf. Und ich sah zu. Ich spielte eine Art höhere Macht oder Schicksal.

Dabei kam mir ein eigenes, weit zurückliegendes Erlebnis in den Sinn. In meiner Bubenzzeit, ich mochte vierzehn Jahre alt gewesen sein, hatte ich einmal versucht, die Fallätsche zu erklettern. Das ist eine Rutsch- und Geröllhalde in der Albiskette, südlich vom Uetliberg, an der wir Wiedikonener Buben an freien Nachmittagen oder sonntags unsern Mut erprobten. Was mich betrifft, so dauerte es lange, bis ich mich ebenfalls zu einem solchen Versuche entschloss, und wäre ich nicht in ein Mädchen verliebt gewesen, so hätte ich meine Heldentat wohl nie unternommen. Es ist denn auch später kein Bergsteiger aus mir geworden. Es fährt mir noch jetzt ein Schauer über den Rücken, wenn ich in illutsrierten Zeitschriften solche kühne Burschen, kecke Jünglinge und besonnene Männer zwischen Himmel und Erde an einem Felsen kleben sehe. Nun, damals, zum ersten und einzigen Male probierte ich's also. Früh, an einem Sonntagmorgen im Sommer, ging ich von zu Hause fort, ohne jemandem zu sagen was ich vorhatte, in meinem abgeschabtesten Gewande und im übrigen nur mit einem Wanderstocke versehen, der unten eine Eisenspitze hatte.

Als ich von der Seite her auf halber Höhe in die Wand einstieg, war nirgends ein Mensch zu sehen, der mich hätte beobachten können. Das war mir eben recht. Bekäme ich Angst, und das würde vermutlich bald einmal der Fall sein, so wollte ich mich von niemandem auslachen lassen. Ich hätte ja noch umkehren können. Aber ich tat es nicht. Ich wollte mir zeigen, dass ich imstande

Zu nebenstehendem Bild:

Rodeo in Calgary (Alberta/Kanada)

Foto H. P. Roth